

Nr. 182. Bromberg, den 11. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von **Ludwig Thoma.**

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Kleine gewann Bedeutung, das Große wurde ihm durch Rückerinnerung vertrauter, und beglückt fühlte er, wie sein klares Erkennen an die Ahnungen der Kinderzeit anknüpfte.

Er mußte nicht mehr nach Ausdrucksmitteln suchen. Sie gaben sich natürlich und selbstverständlich, seit er wußte, daß jedes Kornfeld, das sich den Hügel hinaufzog, daß ein blauer Himmel, in dem eine Wolke verrann, nirgends in der Welt so war wie gerade hier, daß tausend Heimlichkeiten ihn zu einem Stück Heimat machten, wie den Rauch der kerzengerade aus dem Kamine eines windschiefen Hauses aufstieg und sich als blauer Dunst in maiengrünen Buchen verlor.

Jetzt konnte er über die Schriftgelehrten und ihre Rezepte lächeln, seit er wußte, daß wir von dieser Erde nur ein kleines Stück mit Herz und Sinnen besitzen und nur von da aus ins Weite schauen können.

Konrad veränderte sich in seinem Wesen, als er sah, wohinaus er wollte. Er war von einer inneren Fröhlichkeit, die den Eltern nicht entging, und der Frau Margaret, die sich oftmals über seine Niedergeschlagenheit bekümmert hatte, fiel ein schwerer Stein vom Herzen.

Martin hatte auch mit Sorge die gedrückte Stimmung an seinem Konrad bemerkt, aber jede Frage vermieden, denn er dachte, daß jeder mit sich selber fertig werden müsse.

In der Zeit war sein Sohn auch gegen ihn zurückhaltend und einsilbig gewesen, aber nunmehr sprach er wieder von Plänen und Hoffnungen, und eines Tages erklärte er zur Freude der beiden Alten, daß er auch im Winter daheim bleiben wolle.

Als er die frohe Stimmung behielt, merkte sein Vater recht gut, daß er nach innerlichen Kämpfen mit sich ins reine gekommen war.

Und an einem stillen Sonntagvormittag, als sie nebeneinander auf der Brücke standen und dem fließenden Wasser nachschauten, begann Konrad zu reden.

Er schilderte dem Vater, was er lange gesucht und jetzt gefunden habe.

Martin hörte ernsthaft zu.

Es war nicht seine Art, lange Sätze und gebräuchliche Worte zu reden.

Er sagte bloß: „Jetzt wird's wohl gehen, Konrad . . .“ und sah ihm mit einem kurzen, freundlichen Blicke in die Augen und schaute wieder weg, denn er war von schamhafter Natur und wies seine Gefühle nicht gerne her.

Und wohl ging es.

Konrad streifte mit seinem Malkasten in der Gegend herum und war erstaunt, wie ihn liebevolles Verstehen von einem zum andern führte, und er lachte darüber, daß er ehedem Eindrücke gesucht hatte.

Die Altaicher Bürger jedoch hatten sich eine ungünstige Meinung über das Künstlertum Konrads gebildet. Sie kannten die Welt, so weit sie auch von ihr weg waren, und wußten, daß zum vollen Werte eines Künstlers die Anerkennung der Zeitungen gehört.

Weil man aber nichts las über Konrad Oßwald, war der Rückschluß bald gemacht.

So urteilte Natterer junior, der sich gewissenhaft fragte, ob er dem jungen Menschen Vertrauen in einer wichtigen Angelegenheit schenken dürfe. Es handelte sich darum, Ansichten vom Höhenluftkurort Altaich und der Umgebung herzustellen, die man als Plakate in Bahnhöfen und Hotels aufhängen würde.

Die große Idee war eines Nachts über Natterer gekommen, so daß er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang und den Plan niederschrieb.

Am andern Morgen eilte er fast atemlos vor innerer Bewegung zum Posthalter, um ihm den wichtigen Einfall mitzuteilen.

Blenninger öffnete schon den Mund zur Frage: „Was hast denn wieda für an Schmarrn?“, aber er schloß ihn und schwieg.

Seine Zurückhaltung hatte ihren guten Grund.

Es waren im Verlaufe zweier Wochen wirklich fünf Sommerfrischler, darunter einer mit Weib und Kind, eingetroffen, und das mußte man doch anerkennen.

Deswegen tat sich der Blenninger Michel einen Zwang an und ließ den Kramer zu Ende reden und sagte weiter nichts als: „Von mir aus tuast, was d' magst.“

Herr Natterer war nun verpflichtet, sich über die Qualitäten des Malers Konrad Oßwald klar zu werden, und er bedachte, daß vielleicht die Anhänglichkeit an den Heimatort das Können heben würde. Da er zudem für den Grundsatz: „Kauft am Platze!“ eingenommen war, faßte er noch während des Gesprächs mit dem Posthalter den Entschluß, dem jungen Manne die Ehre des Auftrags zukommen zu lassen.

„Meinst d' nicht auch?“ fragte er den Blenninger. „Er is zwar koin anerkannter Künstler, aber ma kann ihn als Altaicher nit auf d' Seit setz'n. Und übrigens bin ja ich da; ich überwach die Sache schon. Meinst d' net auch?“

Der Posthalter steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff seinem Tiras, der auf dem Marktplatz eine Bekanntschaft erneuern wollte, und dann sagte er: „Ja . . . ja . . . von mir aus tuast d', was d' magst.“

Natterer, der einen Entschluß immer auf der Stelle ausführen wollte, eilte mit fliegenden Rockschößen weg, am Martl vorbei, der ihm feindselig nachschaute und vor sich hin brummte: „Spinnata Kramalippl . . . hundshäuterner!“

Drittes Kapitel.

In vielen Menschen lebt der Wunsch, von ihres gleichen niemanden zu sehen; er kann auf schöner Selbsterkenntnis beruhen oder auf der unedlen Meinung, daß die andern schlimmer seien.

Jedenfalls versteht der Sommergast unter Idylle einen Ort, wo es seinesgleichen nicht gibt, und diese Hoffnung war durch die Anzeige Natterers in Deutschland und Österreich erweckt worden.

Vielleicht hing sich daran die dunkle Ahnung, daß zwischen verborgenen Schönheiten und billigen Nahrungsmitteln Zusammenhänge bestünden.

Wie wäre sonst der k. k. Oberleutnant a. D. Franz von Wlazeck aus Salzburg auf den Einfall gekommen, nach Altaich zu reisen?

Kinder der Flora, Waldparzellen und magische Mondnächte gibt es auch im Lande des heiligen Rupertus. Wahrscheinlich auch Eisenoxydule und Eisenkarbonate, aber die österreichischen Pensionsbezüge stechen immer auffallender von den österreichischen Lebensmittelpreisen ab.

Darin ließe sich eine Erklärung für den sonderbaren Entschluß des Herrn von Wlazeck finden.

Er sah übrigens besser aus wie Herr Dierl; er war schlank, grazil und gut angezogen.

Pillartz, der als Schneider ein Auge dafür hatte, sagte, daß er auf den ersten Blick den österreichischen Offizier in dem Fremden erkannt habe.

„Die Hoße . . . Das Schagätt . . . wissen S', mein Vater war doch in Prag . . . und i habs in Linz gelärnt . . . die Hoße . . . das Schagätt . . . das is Österreich. Wanns ein Minchener anhaben tut, in zwei Täg is verkrippelt; aber so elegant abi falln, kirzengrad, nit voll, sondern, als wann die Hoße eer waar, das is halt Österreich . . .“

Auch die Gesichtszüge des Oberleutnants hatten etwas Soldatisch-Donaumonarchisches.

Sie waren liebenswürdig und drückten eine sprungbereite Höflichkeit gegen die Damenwelt aus. Über den dicken Lippen saß ein zugeschnittener Schnurrbart; die Augen quollen etwas vor, doch nicht in entstellender Weise, die Stirne ging in einen Kahlkopf über und gewann dadurch an Höhe.

Herr von Wlazeck nahm Wohnung in der Post und bezauberte am ersten Tage durch seine Ritterlichkeit alle weiblichen Angestellten.

„Alsdann . . . ich bidde . . . wie is der reizende Name? Fannerl? Aber bidde, der Name erinnert mich lebhaft an eine Jugendliebe . . . na . . . na, hamm S' nur keine Angst! Tempi passati! Es is schon jähr lange her . . . leider! . . . alsdann, ich bidde . . . net wahr . . . jeden Tag in der Fruh ein bissel ein warmes Wasser . . .“

Nach dem ersten Mittagessen ging der Herr Oberleutnant in die Küche und erklärte, daß er noch nie einen besseren Nierenbraten gespeist habe.

„Ich muß der ausgezeichneten Kochkinstlerin mein Kompliment mach'n . . . aba ich bidde . . . lassen sich nicht stören, Freilein . . . Darf ich mir Ihren Namen für immer ins Härz schreiben? Josefa? Aber bidde . . . das is ja reizend! Meine Braut hat nämlich auch seinerzeit Josefa geheißen . . . Die Arme is ja leider noch vor Erfüllung ihrer Wiensche . . . beziehungsweise . . . natierlich meiner Wiensche gestorben . . . aber dieser Name weckt immer wähmietige Erinnerungen in mir . . . alsdann ich mache wirklich mein Kompliment zu dem Nierenbradl . . . und darf ich frag'n . . . Freilein Josefa, ob Sie mit Ihren reizenden Patscherln auch a mal eine Möllspeise mach'n? . . . Rahmstrudel?! Aber bidde, das is ja das non plus ultra, das Ideal des Österreichers . . .!“

Sephi sagte hinterher zur Abspülmagd: „Das is ein Gawalier! Der woaß wenigstens, was sie g'hört. De andern fress'n 's Sach net und wischen si 's Mäu ab, und von koan dank schö hörst d' s' ganz Jahr nix. Höchstens schimpfa ko man s'hörn, wenn s' net akrat dös kriagn, was s' woll'n, aba dös is a Gawalier . . .“

Jede Köchin setzt eine Gefühlswallung in gute Bissen und große Portionen um.

So erhielt auch Herr von Wlazeck am Abend eine Schweinshaxe vorgesetzt, von einer Größe, wie man sie in Österreich seit der Metternichzeit nicht mehr gesehen hat.

Dazu war sie mit Liebe gebraten, braun, resch und mit einer so herrlich duftenden Sauce begossen, daß die Aufmerksamkeit des Oberinspektors Dierl erregt wurde.

Der Anblick verstimmte ihn und vermehrte seine Abneigung gegen den ekelhaften Hanswurschten, wie er sogleich den sorgfältig gekleideten Oberleutnant innerlich genannt hatte.

Er setzte eine mürrische Miene auf und nahm sich vor, unnahbar zu bleiben.

Er täuschte sich.

Gegen die bezwingende Liebenswürdigkeit des Herrn von Wlazeck gab es keine Hilfe; unter dem Einflusse seines sonnigen Wesens schmolz jede Eisrinde.

Vorläufig aß er die Schweinshaxe und geriet durch den Genuß in erhöhte Wärme und Menschenliebe. Dann richtete er seine Blicke auf Dierl, über den ihm die Kellnerin schon Auskünfte erteilt hatte.

Er musterte ihn, während er sich hinter der Serviette die Zähne ausstocherte. „Dicker Münchener . . . etwas unsoigniert . . . Mittelklasse . . . auskömmliche Existenz habend . . . in Ermangelung besserer Gesellschaft noch brauchbar . . .“

Der Oberinspektor sah verdrießlich zur Seite, wenn sich die Blicke kreuzten und biß mit zorniger Energie die Spitze seiner Zigarre ab. Herr von Wlazeck zog mit einer hübschen Bewegung eine silberne Zigarettendose aus der Seitentasche, klopfte eine Memphis etliche Male auf den Deckel und zündete sie an. Nachdem er einige Züge inhaliert und den Rauch wollüstig durch die Nasenlöcher gestoßen hatte, war sein Entschluß gefaßt.

Er stand mit einem verbindlichen Lächeln auf, schlürfte nach alter Kavalierart über den Fußboden hin und machte vor dem überraschten Dierl eine tadellose Verbeugung.

„Gstatten, mich vorzustellen . . . Oberleitnant von Wlazeck . . .“

„Sehr angenehm . . . Oberinspektor Dierl . . .“

„Verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme, aber ich glaube, zu bemerken, daß wir in gewissem Sinne Leidensgefährten sind . . . Das heißt, bildlich gesprochen, denn bei einer so vorzieglichen Verpflegung ist das Wort nicht buchstäblich anzuwenden, — ich möchte bloß das Gefährten betonen, indem wir uns gemeinsam auf diesem unentdeckten oder vielmehr neu entdeckten Eilande befinden . . .“

Herr Dierl, der als Lebensversicherungsinspektor einen berufsmäßigen Blick für Annäherungsversuche hatte, mußte unwillkürlich Hochachtung vor der Meisterschaft des ekelhaften Hanswurschten empfinden.

Da ihm nicht gleich eine Antwort einfiel, grunzte er etwas Unverständliches, was auch als Erwiderung gelten konnte.

Das veranlaßte Herrn von Wlazeck, Platz zu nehmen und die Konversation fortzusetzen.

„Habe gehört, Herr Oberinspektor sind schon einige Tage hier und haben sozusagen Prioritätsrechte, die ich selbstverständlich respektiere . . .“

Dierl antwortete und war bald in ein anregendes Gespräch verwickelt, in dessen Verlaufe er die sein Ansehen hebende Mitteilung einfließen ließ, daß er vor etlichen Jahrzehnten bayrischer Leutnant gewesen sei. Daraufhin titulierte ihn Wlazeck als Herrn Kameraden, und der Oberinspektor der Artemisia kam nach dem sechsten Glase Bier in eine fröhliche Soldatenstimmung und wurde beim späten Schlusse ganz und gar alter Militär.

Als man sich kameradschaftlich getrennt und jeder sein Zimmer aufgesucht hatte, setzte sich Herr Dierl etwas drumelig auf den Bettrand, zog einen Stiefel aus und versank in Nachdenken, zog den andern Stiefel aus und sagte vor sich hin:

„Dös is ja ein sehr ein angenehmer Mensch!“

*

Die beiden Soldaten blieben nicht lange allein auf dem Eilande. Wie, um Gegensätze hervorzuheben, führte das Schicksal etliche Tage später den blonden, zivilen Professor Horstmar Hobbe nach Altaich.

Er war Außerordentlicher für Kunstgeschichte in Göttingen und brachte seine Gattin Mathilde und eine zwölfjährige Tochter gleichen Namens und Aussehens mit.

Er mietete sich bei Natterer ein, da er stille Zimmer und einen Garten für sich haben wollte.

Zum Mittagessen ging die Familie Hobbe in die Post, abends zog sie es vor, daheim zum Tee Butterstullen und kalte Küche einzunehmen. Horstmar Hobbe arbeitete an einem großen Werke, das das letzte, entscheidende Wort über die Kunst als Kunst bringen sollte und den Titel trug: „Über die Phantasie als das an sich Irrationale.“

Wer zu einem so beträchtlichen Baue täglich mehrere Steine liefern muß, will nicht gestört werden und darf nicht jeden Abend unter banalen Menschen aus der Stimmung fallen, um erst nachts wieder hinein zu kommen

Das vertrug sich nicht mit der Aufgabe und nicht mit der Absicht des Professors Hobbe, der lieber in Göttingen geblieben wäre und nur deswegen abgereist war, weil ihn bei der Untersuchung, ob Phantasie die Vorstellung der ideellen Form für die reale Erscheinung oder die Vorstellung der realen Form für die ideelle Erscheinung sei, eine längere Blutleere im Gehirn befallen hatte.

Der Arzt verordnete entweder völlige Einstellung des großen Werkes oder mäßige Arbeit in Landluft, und da Frau Mathilde zufällig in einer Berliner Zeitung den Hinweis auf das von ozonreichen Waldparzellen umgebene Altaich las, entschloß man sich, dorthin zur letzten Festlegung der bedeutenden Begriffe zu ziehen.

Die Familie fand bei Natterer die passenden Zimmer. Von seiner Studierstube aus fiel Hobbes Blick über den kleinen Garten hinweg auf die große Holzwand der nachbarlichen Scheune, irrte also nicht in ungemessene Fernen, sondern hing sich an Linien und Astlöchern der grauen Bretter fest, was sein tiefes Nachdenken förderte.

Geräusche machten sich nicht bemerkbar; nur manchmal kreischte das Rad eines Schubkarrens, wenn die Magd des Nachbarn frischen Dünger auf den Misthaufen fuhr und umleerte, aber diese der seinigen so verwandte Tätigkeit störte den Kunstgelehrten nicht.

So war er vom ersten Tage an zufrieden und glücklich, und Mathilde die Ältere, wie Mathilde die Jüngere, die genau wußten, wie weit die Untersuchung über das Produkt im Verhältnisse zum Subjekte vorgedrungen war, ließen Stolz und Befriedigung in blauen Augen aufleuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Hoppelpoppel.

In vanum.

Ein Hühnerei rollt aus dem Nest,
Und das bekam ihm nicht zubest,
Geriet auf seine schiefe Bahn,
Was bisher niemand wohlgetan.
Und weil es auf die Steine hüpfte
Ihm folglich auch kein Huhn entschlüpfte.

„Ja"!

Ein Schönheitsfehler nahm gemütlich Platz
Auf einer arg zerfetz'nen Sofaecke,
Damit mein leider etwas starker Schatz
Nicht wieder sich in diese Ecke strecke.
War er denn wirklich völlig bei Verstand?
Wieso, fragt ihr, ein Schönheitsfehler g'rade? —
Ich streute nämlich etwas feinen Sand
Auf einen kleinen Haufen — Marmelade.

a 3.

Ein Würfel lag auf seinem Bauch
Mit einem Punkt als Kopf,
Des freute sich der eitle Gauch,
Und also rief der Tropf:
Ich bin ein Monstrum, wie ihr seht,
Mit Leibern sechs und Köpfen!
Man nennt mich Kubus, ihr versteht,
Mein Wesen zu erschöpfen.
Drauf schlief er höchstbefriedigt ein
Und träumt von einem Weibchen
Mit, — denn wie könnte es anders sein, —
Mit sechs punktierten Leibchen.

Kreislauf des Lebens.

Ich bin ein armes Findelkind,
Hinter der krummen Stiege,
Wo durch die Bretter pfeift der Wind,
Stand meine kleine Wiege.
Die Mutter starb am Grabenrand
Auf einer Waldeswiese,
Der gute Mann, der mich dort fand,
Taufte mich Peter Miese.
Ich lohnt's ihm schlecht, mit einem Wort,
An einem frühen Morgen
Bestahl ich ihn und lief dann fort
Jetzt leb' ich ohne Sorgen,
Ich sitze nun im Armenhaus;
Hinter der krummen Stiege
Löffle ich meine Suppe aus,
Denn dort stand meine Wiege.

R. H.

Fred, der Einbrecher.

Skizze von Richard Sprenger.

Im Schein der Blendlaterne näherte sich Fred der Wand und schaltete das elektrische Licht ein. Er tat dies so ruhig und gelassen, als befände er sich in seiner eigenen Wohnung. Eine Überraschung brauchte er nicht zu fürchten. Er wußte es, daß der Fabrikbesitzer sich auf einer Geschäftsreise befand, während die Gattin zu einer Geburtstagsfeier geladen war. Von dem Hauspersonal war, außer dem alten Hausmeister, zur Zeit niemand in der Villa.

Aufmerksam schaute sich Fred in dem luxuriös ausgestatteten Gemach um. So also sah der Wohnraum einer reichen, verwöhnten Frau aus. Dort in der Ecke stand auch der zierlich gearbeitete Schreibtisch, in dem sich die Kassette mit dem Schmuck befinden sollte. Er war der kleinen verliebten Hexe von Stubenmädchen dankbar für die Angaben, die sie ihm unbewußt gemacht hatte.

Ha, wenn sie wüßte, in wen sie sich da verliebt hatte! Schließlich war man ja auch nicht einer von jenen gewöhnlichen Spitzbuben mit Ballonmütze, gewürfeltem Halstuch und so.

Und in der Tat, in dem Mann, der sich jetzt in aller Ruhe an dem Schreibtisch zu schaffen machte, hätte man am allerwenigsten einen Einbrecher vermutet. Mit seinem intelligenten Gesicht, der schlanken, tadellos nach der neuesten Mode gekleideten Gestalt machte er den Eindruck eines Herrn aus den besseren Gesellschaftskreisen.

Die Arbeit an dem Schreibtisch dauerte nur wenige Minuten. Das Öffnen der Stahlkassette beanspruchte gleichfalls nur kurze Zeit. Ein leiser Ausruf der Bewunderung entschlüpfte den Lippen Freds, als die verschiedenen Schmucksachen vor ihm auf dem Tische lagen.

Donnerwetter! es war doch geradezu ein sträflicher Leichtsinn, diesen kostbaren Schmuck an einem so wenig gesicherten Orte aufzubewahren. Doch das ging ja schließlich ihn nichts an.

Fred nahm die Schmucksachen, tat sie in einen kleinen Lederbeutel und steckte diesen in seine Rocktasche. Im Begriff das Schubfach zu schließen, damit man den Verlust nicht sofort bemerken sollte, fiel sein Blick zufällig auf ein in braunes Leder gebundenes Buch. „Mein Tagebuch" war mit Goldschrift oben in dem Leder eingeprägt.

Hm . . . dachte Fred, eigentlich wäre es gar nicht so uninteressant zu erfahren, was eine reiche Frau aus ihrem Leben zu berichten hat. Mit seiner Arbeit war es schneller gegangen, als er gedacht hatte, und deshalb konnte er schon noch einige Minuten riskieren.

Zuerst schaute er nach der letzten Eintragung. Diese war, dem Datum nach, erst vor einigen Tagen gemacht worden. Neugierig begann er zu lesen. — — —

„Heute hat mein Mann mir endlich seine Sorgen anvertraut. Ich verstehe ja nichts von geschäftlichen Dingen, soviel aber weiß ich jetzt, daß Artur große geschäftliche Verluste gehabt hat. Der Betrieb in der Fabrik wird stillgelegt. Die Villa werden wir verkaufen müssen. Es war ihm nicht leicht geworden, mir all die traurigen Tatsachen mitzuteilen. Artur gestand es mir, daß er bereits ernstlich mit dem Gedanken umgegangen war, sich ein Leid anzutun. Ich habe viel Geduld und meine ganze Überredungskunst aufbieten müssen, um ihm diesen schrecklichen Gedanken auszureden. Ich danke Gott, daß es mir gelungen ist, Artur wenigstens etwas aus seiner verzweifelten Stimmung aufzurichten. Noch besitze ich ja den Schmuck, den ich gern und freudig hingebe, wenn ich damit meinem lieben Mann helfen kann. Mit dem Gelde, das wir für den Schmuck erhalten werden, wird Artur versuchen, sich eine neue Existenz aufzubauen. Ich habe festes Vertrauen zu meinem Mann und weiß, daß es ihm gelingen wird, wieder hochzukommen . . ."

Fred pfiff, als er geendet hatte, leise vor sich hin.

Also mit dem Glanz und Reichtum der Herrschaften hier war es bald vorbei. Die reiche, verwöhnte Frau wird sich einschränken müssen . . . und sie wird dies tun, ohne zu klagen.

Den Schmuck aber, auf den sie so viel Hoffnung gesetzt hat, den wird er, Fred, selbstverständlich jetzt mit sich nehmen.

Eigentlich empfand er so etwas wie ein leises Mitleid mit dieser Frau, vor der er eine gewisse Hochachtung hatte.

Einige Sekunden dachte Fred angestrengt nach.

Plötzlich einer inneren Regung nachgebend, griff er in seine Rocktasche, holte den Lederbeutel heraus und legte den Schmuck wieder dorthin zurück, von wo er ihn genommen hatte. Nur einen schmalen Goldreif mit einer kleinen weißen Perle behielt er als Andenken für sich zurück.

In das Tagebuch aber schrieb Fred, der Einbrecher:

„Der letzten Eintragung in Ihrem Tagebuch, die ich gelesen habe, verdanken Sie es, daß die Schmucksachen jetzt noch in Ihrem Besitze sind." . . . .

Abend.

Wie sinkt die Sonne im Westen so schön,
Noch einmal grüßt sie Täler und Höhn,
Vergoldet die Gipfel der grünen Bäume,
Und hüllet alles in Märchenträume.

Der Abendwind weht über die Felder,
Über die dunklen stillen Wälder,
Zieht langsam seinen Weg dahin,
Als wenn nichts trübet seinen Sinn.

Ein Schweigen ruht auf der ganzen Natur,
So bringt es auch der Abend nur;
Dann kommt die Nacht und schließt uns ein,
Mit ihrem silbernen Mondenschein. E. S.



Bunte Chronik

* **Das Holz mit dem kleinsten spezifischen Gewicht.** Das Holz, das das geringste spezifische Gewicht hat, ist das Holz des Balsabaumes, auf deutsch Floßbaumes. Seinen Namen hat der Baum daher, weil sein Holz, eben um seiner Leichtigkeit willen, vielfach zu Flößen Verwendung findet. Seine Heimat sind die Urwälder in Mittel- und Südamerika und in den westindischen Inseln. Sein spezifisches Gewicht beträgt nur 0,1407. (Das spezifische Gewicht wird bekanntlich errechnet durch Vergleich mit dem Gewicht einer gleichen Menge Wasser: das Gewicht von einem Kubikzentimeter Wasser wird als Einheit genommen (1g) und darauf dann das Gewicht derjenigen festen oder flüssigen Körper bezogen, deren spezifisches Gewicht man errechnen will.) Zum Vergleich sei angeführt, daß das spezifische Gewicht von Kork 0,2 beträgt. Von unseren einheimischen Hölzern gehören die Kiefer und die Fichte mit einem spezifischen Gewicht von 0,38, bezw. 0,40 zu den leichtesten Holzarten, während die Eiche und der Apfelbaum (0,93, bezw. 0,95) zu den schwersten zählen. Sie sind demnach etwa siebenmal so schwer wie das Balsaholz. Da das Holz so weich ist, daß man es mit dem Fingernagel ritzen kann, läßt es sich leicht schneiden und hobeln. Ferner hat es den Vorzug einer äußerst gleichmäßigen Struktur, ohne Knoten und Astknorren. Freilich fault dieses Holz sehr leicht, es muß also vor der Verwendung gegen Feuchtigkeit imprägniert werden. Balsa ist jedenfalls zu einem wichtigen Ausfuhrartikel geworden. Verarbeitet wird es vor allem zu Rettungsgürteln und Flößen. Aber auch als innere Bekleidung für Eisschränke und Kochkisten hat es sich ausgezeichnet bewährt, da es sehr gut Wärme und Kälte abhalten kann. Auch in Flugzeugen und Luftschiffen werden die Kabinen gerne mit Balsaholz gegen Kälte isoliert. — Die Ursachen für die große Leichtigkeit des Holzes liegen einmal in dem sehr dicken Markzylinder, ferner sind bei ihm die Röhren, die durch alle Pflanzenarten gehen und die man Gefäße nennt, beim Balsaholz sehr weit. Schließlich sind die einzelnen Zellen sehr viel größer als bei den andern Holzarten.

* **Heilkraft der Schlangen.** In mehreren ländlichen Distrikten Frankreichs hat sich traditionsgemäß die Verwendung von Schlangen zu Medikamenten erhalten, alte Hausmittel, die aber ihre ausgezeichnete Wirkung durchaus nicht verfehlen. In der Gegend von Cévenne werden getrocknete Ottern im Hause gehalten. Wenn ein Mitglied der Familie sich erkältet hat oder an Fieber leidet, so werden Stücke der getrockneten Schlangen in Wasser gekocht, ungefähr eine Viertelstunde lang und das Extrakt getrunken. Es werden dadurch alle Poren geöffnet, wie die Landleute behaupten, und der Patient gerät sofort ins Schwitzen. In dem Landstädtchen Bédarieux kann man sogar Schlangen in diesem getrockneten Zustande in der Apotheke kaufen. Die Bauern vertreiben schwere Erkältungen mit Schlangenschnaps. Übrigens wird schon in den Memoiren der Madame de Motteville erzählt, daß Königin Anna von Österreich im Jahre 1663 von einem heftigen Fieber durch Einnahme von „Schlangenpulver" geheilt worden sei. Madame de Sévigne schrieb ihrer Tochter am 20. Oktober 1679, daß die kranke Madame de Lafayette durch die Einnahme von Schlangen-Bouillon sichtlich an Kräften zunähme. Damals waren Schlangen in Paris so begehrt, daß einmal nicht genügend vorhanden waren. Man machte überall bekannt, daß Schlangen gut bezahlt würden, so daß in der folgenden Woche die Schlangen bündelweise, je 12, abgeliefert wurden. In Spanien verwendet man die gewöhnliche Eidechse zu demselben Zwecke.



Lustige Rundschau

Von der Reise zurück.



„Also zehn Pfund abgenommen — das Pfund zu siebzig Zloty!"

*

Immer liebenswürdig.



„Lausejunge, wenn du noch lange so mit meinen Birnen liebäugelst, hau ich dir eine runter!"

„Oh, wie liebenswürdig! Da brauch ick ja nich erscht lang ruff zu klettern!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.